

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Carl Spittelers Glocken- und Graslieder
Autor: Fierz, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Braten allen verehrten Mitgliedern recht gut schmecken möge,
bin ich Ihr ergebenster Adam Albrecht."

Großes und Lornens Augen richteten sich nach Vorlesung
dieser Zeilen gespannt auf den Pfarrer. Dieser blieb eine ganze
Weile stumm und rieb sich mit dem Taschentuch an Nase und
Augen herum.

"Das ist ganz mein alter Moritz Albrecht!" rief er dann
endlich hervor. "Stets war er bedacht, andern auf unmerk-
liche Art das Unangenehme aus dem Weg zu räumen! Dieser
schadenfreude Knapp dagegen... Ich bin überzeugt, er hat
hinter den Faloutsien mit größtem Vergnügen den Gänseleib-
stahl mitangeschen. Doch war er nur, du..."

Der Pfarrer griff nach seinem Hut und stürmte zum Saale
hinaus. Betroffen sah ihm Lornen nach: "Er wird doch nicht
fortbleiben?"

Großes rieb sich schmunzelnd die Hände: "Nein, der kommt
wieder und bringt noch einen mit!"

Großes Prophezeiung wurde noch übertroffen; denn nach
Ablauf einer Stunde erschienen in der vom Wirt mit großer
Feierlichkeit aufgerissenen Tür die beiden alten verjöhbten
Feinde und noch ältere Freunde Albrecht und Fuchs und
hinter ihnen mit vor Glück strahlenden Gesichtern Adam und
Eva — diese freilich etwas schüchtern, sich als gar so neu-
backene Braut vor der großen Menge zu zeigen. Ihr Vater

hatte ihr aber keine Ruhe gelassen, sie hatte mitgenutzt. Und
als sie nun in den Augen aller, mit Ausnahme des Doktor
Knapp, eine warme Teilnahme an der günstigen Wendung
ihres Geschickes und in denen ihres Paten Großes sogar eine
Freudenträne leuchtete, ward sie sich ihres Glückes erst recht
bewußt. Der Blick, mit dem ihre sonst so ernsten und schönen
Augen in die ihres Freunde ganz übermüdeten Bräutigams
tauchten, veranlaßte Doktor Knapp, mit einer sehr fadenschei-
nigen Entschuldigung plötzlich aufzubrechen. Und Großes be-
hauptet heute noch steif und fest, daß der alte Geizhals eine
ganze Anzahl Kupfermünzen aus seinem bedeutenden Mannion
gepflegt habe, um die Jugend der kleinen Stadt zu bestechen;
denn von nun an hörte man um den Pfarrhof in allen nur
denkbaren Variationen das schöne Lied singen und pfeifen:

"Fuchs, du hast die Gans gestohlen,
Gib sie wieder her!"

Das Liedlein verstummte dann, als der würdige Pfarrherr
eines Tages unter die lustig singende Jugend trat und lächelnd
sagte: "So, nun singt mal lieber den Jungfernfranz! Morgen
haben die beiden Hochzeit!" — Er deutete auf seine ihm folgenden
Töchter — "Und wenn ihr vom Singen hungrig werdet, so stopft
damit die Mäuler!" Mit diesen Worten leerte er einen unge-
heuern Korb voll Brot und Apfel unter die schreienden,
sich balzenden Schlingel aus.

Carl Spitteler's Glocken- und Graslieder.

Nachdruck verboten.

Ein überaus heller Klang hat uns den literarischen Früh-
ling 1906 eingeläutet.

Die Dichtung Spitteler's hat sich von jeher angelegenlich
mit den Glocken beschäftigt. Ihr extramundauer Charakter,
dann ihre Weisensverwandtschaft mit der Musik möchten das
so mit sich bringen. Spitteler will aber in erster Linie gestalten; so
hat er in diesen neuen Gedichten den geliebten Klang
nicht nur mannigfaltig dargestellt, sondern auch ver-
körperzt. Ein wundervolles Lüfteleben und Saitenspiel
himmlischer Winde ist so entstanden. Töne zu malen,
und das doch wieder durch das Mittel des Tons (Rhyth-
mus, Reim und Wortklang), hat eine dreifältig spielende
Meisterlust in diesen Glockenliedern zu Wege gebracht.

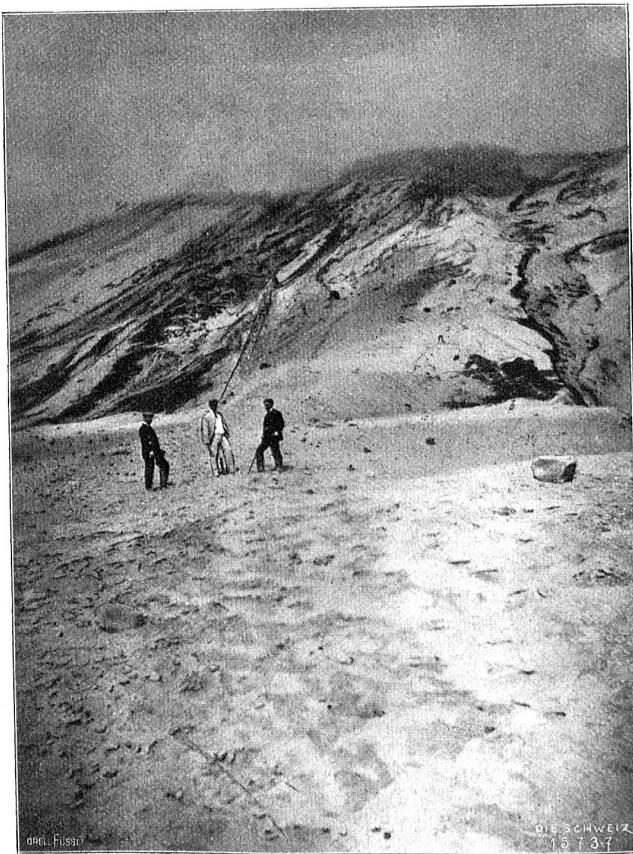
Die Glockenjungfern schwingen
Sich hoch vom Turm und singen
Ein Morgenjubellslied im Chor.
Kein Engelmund tönt reiner,
Je ferner, desto feiner,
Und niemals fehlt ihr kluges Ohr.

Berküpft die Schwesternhände
Zur Kette ohne Ende,
Blüht durch das Blau der farbige Kranz.
Auf Schlüsselblumenmatten
Segelt ihr Wolkenschatten
Rainauf, rainab im flüchtigen Tanz.

Frühling und Verhenslieder,
Sie jauchzen alles nieder,
Siegreich behauptend ihren Ton.
Die Sonne horcht von oben,
Das Echo möcht's erproben,
Versucht's und wiederholt es schon.

Versie wie die angeführten scheinen ja lediglich Ohren-
weide und Augentrost sein zu wollen. Und doch, wie
unnig drücken sie das Seelische aus! Wir haben es alle
tausendmal gespürt, wie die Glocken von verlorenen Pa-
radiesen singen. "Kein Engelmund tönt reiner, je ferner,
desto feiner!"

"Blüht durch das Blau der farbige Kranz" — so
befahren die teuren Träume den endlosen Raum. Über
Schlüsselblumenmatten segeln sie. Das Land der Kind-
heit liegt dort. Die Einlage vom Wanderer im Staube
gewinnt in dem Gedichte "Die Glockenjungfern" dunkle
Stimmungsschönheit, während sie anderseits den sie um-
gebenden Glanz erhöht. Lyrische Rast ist nicht die Sache
Spitteler's. Gülig, mit den Sprüngen des Büchleins am



Vesuv-Ausbruch 1906. Reste von Goets Seilbahn.

tiefe wie der Klang ist in des Dichters mächtiger Darstellung die Not, die er mildert. „Kein Ende dämmerte der schwarzen Feiernacht...“ Die Frühglocke jaust hinzutretend bringt es.

Mit zwei Wirkungen der „Frühglocke“ stellt das so betitelte Gedicht traumbeglänzte Jugend und schweres Lebensende sich gegenüber. Es spielt in einer Wirtsstube und unter demselben Dach am Bettchen eines Kindes. Am lebtern löst der Klang das reizendste Dämmerungsphantasiespiel aus. Nachdem wir aber vorher, in der genannten Wirtsstube, die von der Not und Nöthe des Lebens erneuerten und geschlagenen Alten gewahrt haben, sehen wir, von Spitteler's Optimismus gelockt, auch auf das treuherzige und glückliche Kind schon das harte Ginst warten. Für unser erwachtes Mitleid und auch im allgemeinen wegen des dunklen Vordergrundes verdoppelt so der Kindertraum seinen Schmelz. Und wie lieblich meldet ihn im Gedichte der einjedende Wohlklang an:

Andere Sage singt das Glöcklein
oben in das Räucherlein:
Singt dem Knäblein in die Seele
schaurig schönen Märchenschein,
Singt ihm von der unbekannten,
abenteuerlichen Nacht,
Wo im finstern Wald der Wolf schleicht
und die böse Eule lacht,
Wo die leisen Sterne geistern,
wo die Hexe sich vermuunt —
Da verklingt das Glöcklein, flackert
in die Ferne und verstummt.

Dieser kurze Blick in den Schwindischen Märchenwald ist ein feines poetisches Erlebnis.

Anderwärts in den Glockenliedern wird die Einzelstimme durch den vollen Chor abgelöst. Im grandiosen Bilde schauen wir es, wie das mächtige Mittagsgeläute den Werktag adelt. Das geschieht in dem unter die große Spittelerische Phantasiekunst einzureihenden Gedichte „Mittagskönig und Glöcknerherzog“. Hier muß ein summendes Glöcklein der Güte des Dichters Botendienste tun, sie in die liebeleere Welt hinaus mitnehmen („Ein Gruß“). Dort gelbt die grausame Stimme vom Turm einer Verlassenen Schlosssalzschluß in die Ohren („Die böse Trauung“). Einige der schönsten Gedichte der Sammlung haben mit Glockenklang nichts zu tun, sind es aber als heyre und edle seelische Neußerungen. Was finden wir da beispielweise für einen wundervollen Widerruf jener Behauptung am Schlusse des „Olympischen Frühlings“, daß „der Weltenverte höchste“ Form und Schein hießen („Ein Jauchzer“).

Spitteler's Glocken- und Graslieder bevölkern Lust und Fluß mit den feinsten, oft hochgründigen Gestalten. Ganz unverhüllt vertritt die letztern das abgedankte „Brückengespenst“, das mit seinem reizenden Lebensabrib zugleich einen so prächtig gezeichneten Privatcharakter und ein eben solches Bild der guten alten Zeit gibt und vorführt. Ich möchte es wohl samt seinen sieben Söhnen „mit Wanderpak und Bettelpak“ („und alle kleinen weinen“) von Oberländer illustriert sehen.

Und eine allerliebst, webmütig satirische Pointe hat das Gedicht: „s ist furchtbar schwierig heutzutag' für lärmlose Seelen“.

Wie in keinem Bucbe Spitteler's, so fehlen auch hier die satirischen Stücke nicht. „Die neidischen Kapellen“, aufs literarische Feld hinübergestellt, machen uns mit ihrem Gebaren schaudern; anderseits freilich gewährt es uns Vergnügen, dieses so drastisch gefüllert zu sehen.

„Die Glocken des Kaisers Carolus“ gäben wir als literarisches Gleichnis auch nicht mehr her. Daneben erfreut das Gedicht durch den epischen Zug und Fluß und die gedrängte Kraft der Sprache und Darstellung. „Dass die Christenheit entfloß und Carolus ebenso“: Christenheit, das sind hier die Kunstverständigen, Carolus ist der edle Kunstmäzen und Idealist, der bei dem Dichter, hier Glockengießer, eine Gabe für die in ihrem geistigen Niveau noch zu hebenden Mitmenschen bestellt. „Glocken sollen diese Wilden locken!“ Ohne Wirkung verhallt aber für diese der edle Wohlklang. Spitteler schildert ihn auf die kindlich naiven Vorstellungen der Zeit eingehend in allerliebster Weise:

Dieser schuf ihm ein Geläute,
Also lieblich, daß die Leute
Meinten: Nachtgallenherz
Bäckt er in das strenge Grz.

Konnte doch die trocken Mannen
Nicht damit zur Stelle bannen:
Zwar sie lugten aus dem Wald,
Aber frech und spöttisch hält.“

Ein Klang von außerordentlich mißtönender Hässlichkeit übt dann nachher eine um so größere Anziehungskraft aus. „Hauchzten, sprangen schier wie toll, füllten alle Kirchen voll.“ Man muß mit der Dichtung Spitteler's noch nicht allzubekannt sein, um zu erraten, daß dort mit Glocke und Gras allerfeinstes Leben sich regt. Es ist auch so. Grillenlaut und das Wogen der Gräser erkundieren das Zwiegepräch glücklicher Jugend. Glockentöne gesellen sich bei, heranfliegend „aus Gründen der Freundlichkeit“. Tief in solch lebtern entfaltet auch „Scherzo“, der zweitletzte Teil der Dichtungen, seine Anmut und Schalkhaftigkeit.

Wo des Dichters Flurlied in die große Weltlandschaft geht, wird es gleich wieder Phantasiekunst. Dahin sind die „Finger der Chlorophyllis“ und „Hertha“ zu zählen.

„Hertha“ gibt eine schwungvolle Morgenphantasie, Symphonie auch insofern, als der Dichter hier, innerhalb der Handlung, Farben in Töne umsetzt, Licht zum Schall werden läßt. Man muß, ich möchte wohl sagen, auf Spitteler eingewöhnt sein, um da die vom Dichter gewollte Wirkung zu spüren. Wenn man es aber, so wird man den Sonnenwagendonner und Jubelruf der Valküre, wird man das Dröhnen der Felsenrunde voll in Gold und Purpur umsehen können und so eine grandiose Weltmorgenlandschaft schauen. Licht und Bewegung erreichen dort, wo zudem die Sichel der jungen Hertha durchs Gesäßt bläst und ihrer „Mägde rote Mäcke leuchten längs den Waldbäumen“, einen kaum mehr zu überbietenden Grad. Der Kreis der Schönheit scheint durchlaufen und geschlossen. Doch gibt es Besseres. Und so nährt es auch hier, von Zephyren gefölt, mit der eilendsten Freundlichkeit:

Sieb', da springt auf bloßen Beinchen,
die bei jedem Blümlein weiten,
Herthas wonnekundig Knäblein
Balder durch die Ackerzeilen.
Seiner großen Kinderungen
stauendes Prophetenfeuer
Schaut das Bilderbuch der Dinge,
ahnt des Lebens Abenteuer.

Wie oft sind in der Dichtung Spitteler's diese feinen Kindertöpfe die Träger der gläubigen Phantasie und tauchen auf wie Visionen von diesem einzigen Glücke, das der Dichter als auf der Erde möglich anerkennt! Das Gebet der mütterlichen Göttin ist uns in „Hertha“ erklärt. Tief besetzt es die Schönheit dieser Ode an das erwachende Licht.

In „Hertha“ ist Erntezeit. Die weißen „Finger der Chlorophyllis“ streuen den Frühling. Die Chlorophyllis ist eine Spittelerische Flürgöttin; der Dichter hat sie so benannt nach dem Stoffe, der bewirkt, daß unter dem Sonnenschein die Blätter grün werden. Auf einem klugen Nößlein läßt er die holde Fee im noch dunkeln Waldinneren auftauchen und, zuerst von dem Freudentaumel der Erdgeister, dann vom Flügelsaunen der Vögel geprüßt, auf schnell und wunderbar erblühenden Pfaden, ihr Amt antreten und das Wachsen und Werden besorgen. Die herrlichste Steinigung kommt dem Gedicht zugute. Am Rande des zu seiner Fülle gediehenen Flurbildes wird eine Stadt sichtbar „und hinter den Zinnen der Stadt empor lodert ein Glockenchor“. Wir erleben eine künstlerische Sättigung:

„Klarli
Klarla
Odem ist da“ —

denn Odem verfehlt wir hier als Seele.

Mit der Episode vom liebenden Paar vervollständigt Spitteler die Frühlings Schönheit seiner Dichtung durch das Bild der Treue. Man bemerke auch das reizende Vermißt, das der malerischen Wirkung und Lebendigkeit so förderlich ist! Das Licht tanzt wie toll durch den Märchenwald:

„Robold,
Tang das Gold,
Das ringelnnd von allen Zweigen rollt!“

Die Abteilung „Zum Schluß“ endet Spitteler's Buch mit dem tiefsten Ernst. „Wir können von dem Dichter keine im

engern Sinne frommen Glockenlieder erwarten; aber die überwindende Güte und das große Erbarmen stimmen da ihre Choräle an. Auch sie sind immer voll origineller Bilder (z. B. „Ein armer Toter auf der Wanderschaft“ und „Zwei Mandeläugen gingen einst auf Reisen“).

Wie schön beschwichtigt und ermahnt der Dichter das über Vernachlässigung klagende Herz:

Ein jeder wandle einfach seine Bahn.
Ob öd, ob schnöde, ei, was geht's dich an?
Was tut das Feuer in der Not? Es sprüht.
Was tut der Baum, den man vergißt? Er blüht.
Drum übe jeder, wie er immer tut.
Wasch deine Augen, schwieg und bleibe gut!"

Anna Fierz, Rapperswil.

Leonhard Haas und Augustin Egger, zwei Schweizer Bischöfe.

Mit Bildnis*).

Nachdruck verboten.

Nun ist dem Bischof des kleinsten der Bischof des größten schweizerischen Bistums im Tode gefolgt. Am 12. März starb der St. Galler Egger, und am 14. Mai verschied in Solothurn Leonhard Haas, der Bischof von Basel-Vugano.

Im gleichen Jahre 1832 geboren, haben sie im gleichen Seminar zu St. Georgen 1845 ihre Theologiestudien vollendet und im gleichen Jahre das priesterliche Amt angetreten. Dann aber schienen sich die Wege dieser zwei im Ziel so einigen, aber in Charakter und Arbeitsweise so verschiedenen Männer zu trennen. Während Egger beinahe unterbrochen an der Kathedrale von St. Gallen amtete und ohne es zu wünschen von Würde zu Würde stieg, wirkte Haas als Vikar in Zürich, als Pfarrer in Dietikon und Hirslanden, als Chorherr im Hof zu Luzern und als Regens im Priesterseminar. Aber eine merkwürdige Fügung spielete ihre Geschichte immer wieder in einen Faden. Schon äußerlich. Beiden leuchtete schon als Fünfzigern schneeweißes Greisenhaar vom Scheitel. Aber sie sind noch Junglinge an Rüstigkeit. Egger ruft Haas als Ehrenprediger nach St. Gallen und firmt sein Patenkind in der Luzerner Hofkirche. Am Jubiläum des großen Eidgenossen Nikolaus von der Flüe sitzen die zwei, Egger schon im violetten Bischofsmäntelchen, neben Bundespräsident Droz am Bankett, die ehemaligen Bauernknaben von Horw und Schönau neben dem eifrigsten Ihrmaderlehrling von Chaux-de-Fonds! Endlich nach dem Tode des alten Fiala treffen sie sich im Münster von Solothurn als ebenbürtige Kirchenfürsten. Von nun an, wo die Hirtenzorgeln der katholischen Kirche zur Sprache kommen, begegnen sie sich an der Spitze der Schweizerkatholiken, und, wo andere sich endlich doch trennen, kommen sie erst recht zusammen, im Tode.

Wir sprachen vom ungleichen Charakter der zwei Bischöfe. In der Tat, während Egger über eine klassische Gelassenheit und einen unvergleichlichen Ernst gebot, war Haas ein Mann von Temperament, bewegten Gemüts und voll Humor. Energie besaßen sie beide. Egger schlepppte seit den Knabenjahren ein sches Bein und einen elenden Magen durch ein Arbeitsleben von weitestem Umfang. Haas aber machte schon als kleiner Student acht Jahre lang täglich durch Hitze und Kälte den ständigen Weg von Horw nach Luzern ins Gymnasium, indem er noch unterwegs griechische und lateinische Klassiker las und antike Rhetorik memorierte. Er liebte das Bauerndorf. Ein bärartig gesundes, Gemütvolles und Zähres ging ihm noch als Bischof nach. Seine Energie war eine Energie des Herzens, während sie bei Egger mehr eine Energie des Verstandes schien. Dieser bevorzugte die philosophischen und mathematischen Disziplinen, Haas die Redner und Schriftsteller der alten Welt. Nebenbei gesagt, ward Egger ein famoser Mathematiker, Haas einer der besten Lateiner seines Landes. Ernst und begeisterter Schweizer, stellte Egger mehr den modernen, der Zentralisation nicht abholden, vor Reformen nicht erschreckenden Bürger, mit einem Wort den St. Galler, also einen beweglichen, zutunlichen, über viele Pährle blickenden Grenzbewohner dar, gegenüber dem urchigen Zentralschweizer, der schwer in der heiligen Scholle alter Zeiten und Väterstitten wusste. Egger besaß eine



† Bischof Haas (1832—1906).

angeborene staatsmännische Gabe, die sich weit über sein Bistum hinaus betätigte und ihn in kulturellen Fragen wie der Forsterschen Krankenversicherung an die Spitze der Vorlagefreunde und an die Front des öffentlichen Kampfes stellte, in Fragen der Abstinenz und religiösen Askese aber zu einer internationalen Berühmtheit machte. Mit seinem Plan „eines modernen Wirtschaftshauses“ ist Egger um ein halbes Jahrhundert der tragen Zeit vorausgelebt. Haas überließ diese ruhmvolle auswärtige Arbeit neidlos seinem Kollegen. Er hatte zu Hause genug Arbeit. Der Bischofsthron von Basel ist kein Ruhefest. Da nimmt die innerkirchliche Arbeit schon den ganzen Mann in Besitz und reibt ihn, wenn er nicht von Eisen ist, vor der Zeit auf. Von Basel den weiten Jura hinauf muß er antreten, über die Bundesstadt, durch den Aargau und Luzern und Zug in die Zügel der Ostschweiz hinaus bis Konstanz. Es gibt wohl kein katholisches Kind in jenen Gebieten, das Haas nicht gesegnet, keine Kirche, in der er nicht ein oberhöchstes Wort gesprochen hat. Mit echt bärartiger Rüstigkeit trat der Bischof vor achtzehn Jahren die Bürde an. Nicht eine Krankheit der Arterien, darf man heute sagen, die Krankheit zu vieler Sorge und Mühe hat seine eiserne Gesundheit gebrochen. Täglich, mit Hilfe einer tüchtlichen Zufälligkeit, riß der Tod den St. Galler aus seiner Studierstube. Bischof Leonhard sah man langsam und stcher unter der Übermüdung sterben.

Egger war eine treue Natur. Das Einzigste, nicht das Scheidende suchte er den durch Politik und religiöse Anschauung getrennten Zeitgenossen fühlbar zu machen. Haas hatte genug an der Sicherung des inneren Befestandes unter den Seinen zu schaffen. Egger war rubig im Wort, mäßig in der Rede; wie mit einem Stiel geprägt erschien jede Zeile seiner Schriften. Ein sel tener Psychologe baute er alles auf der gründlich erforschten Menschenseele auf. Er war kein eigentlicher Redner und sprach eher wie ein Schriftsteller, während Haas, der geborene Meister des Vortrags, wie ein Redner schrieb. Leonhard wäre wohl einer der ersten Kanzelredner der Gegenwart geworden, hätte er nicht einen durch Arbeit so zerstückelten Tag gehabt. Ein Hauch antiker Größe und Periodenwürde geht durch seine besten Reden. Seine Zentenarpredigt zu Sempach hat den Bundespräsidenten vor der alten Schlachtkapelle so ergriffen, daß er dem Prediger gerührt die Rechte bot. Haas hatte Schwung, elementare Empfindungen und starke rhetorische Launen im Vortrag. Egger dagegen war die Berechnung und Überlegung selbst. Kein unnützes Beiwort enthält sein Satz, keine Wiederholung duldet er, und seine größte Freude ist es, wenn Wort und Idee sich auf dem einfachsten Wege finden.

Ihre kirchliche Überzeugung in einer Welt voll fremder und entgegengesetzter Ansichten zu verfechten, waren beide Männer tapfer genug. Aber Haas focht lieber mit dem Blitschlag eines zündenden Wortes, Egger mit der gemessenen Ruhe seiner Feder. Bischof Leonhard ging besonders darauf aus, das alte religiöse Bewußtsein des katholischen Volkes zu wecken, und scharf eiferte er gegen alle Halbkheit. Bei der häufigen Verquickung von Staat und Kirche kamen beide Bischöfe öfter in Kampfstellung. Egger zumal hat häufig seinen Standpunkt

*). Das Bildnis von Bischof Egger finden unsere Leser S. 172. A. d. R.